

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 5 (1929-1930)
Heft: 11

Artikel: Wie werde ich Bettler : kleiner Leitfaden des Mischelns
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065178>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie



werde ich Bettler.

Kleiner Leitfaden

des Mischelns von * * *

Illustriert von Hugo Laubi

Polizei und Armenbehörden warnen oft genug: « Weisen Sie Bettler ab ! Sie unterstützen Unwürdige. » Der nachfolgende Artikel zeigt, wie berechtigt diese Mahnungen sind und leitet an, unter den Bettlern die Böcke von den Schafen besser zu unterscheiden. Im übrigen möchten wir trotz alledem niemanden, dem es Freude macht, davon abhalten, einem Bettler etwas in die Hand zu drücken, denn arme Teufel sind sie alle, die Betrüger und die andern.

Dass dieser Artikel nicht als Muster für Jugendliche « Wie man es machen muss » gedacht ist, ist wohl selbstverständlich.

Es ist entschieden falsch, wenn man annimmt, dass man zum Betteln in Lumpen gehüllt einhergehen müsse. Am besten ist es, wenn man mit etwas fadenscheinigen und doch noch sauberen Hosen und einem ebensolchen Rock bekleidet ist.

Wenn man das Wort «Bettler» hört, denkt man unwillkürlich an alte, gebrechliche Leute, die zu schwach zur Arbeit und deshalb auf Mildtätigkeit angewiesen sind. Der moderne Bettler aber, wie ich einer bin, ist ein junger, rüstiger Mann von 28 Jahren.

Ich werde nun erzählen, wie ich mein Metier immer raffinierter betrieben habe und welche Methoden ich dabei anwandte.

Der Kleidermischler

Der Kleidermischler (mischeln = betteln) ist sozusagen die unterste Stufe der höhern Bettlerwissenschaft. Die beste Zeit für den Kleidermischler ist der Winteranfang. Nun muss er sich in dieser Zeit natürlich auf Mäntel spezialisieren. Hat er in einer Winde (Winde = ein zum Betteln günstiger Ort) einen Mantel gekapert, so weiss er gewöhnlich schon vorher, wo er ihn verkaufen kann. Der Trödler würde ihm zuwenig dafür geben. Der Bettler hat daher unter den Arbeitern seine Kunden, die froh sind, auf diese Art zu einem billigen Kleidungsstück zu kommen.

Gewöhnlich sind es solche, die längere Zeit arbeitslos waren. Der Durchschnittspreis eines Mantels beträgt 20 Franken, natürlich je nach Qualität. Das Mischeln um Kleider ist die leichteste Art der Mischelei und braucht keine grossen Vorkenntnisse.

Gewöhnlich habe ich dabei folgendes Sprüchlein aufgesagt: «Ich bin längere

Zeit krank gewesen und habe auch jetzt noch keine passende Stellung gefunden, bis mir nun heute endlich eine Stelle als Reisender angeboten wurde. Natürlich sollte ich jetzt, um bei der Kundschaft richtig präsentieren zu können, einen Mantel haben. »

Es war mir von meinem Lehrmeister im Mischeln, mit dem ich in der ersten Zeit meines neuen Berufes auf Kippe (d. h. halbpart) schaffte, schon von Anfang an eingeschärft worden, nur in Ausnahmefällen mit einem Dienstmädchen zu unterhandeln. Ich verlangte denn auch stets, je nach der Angelegenheit, die Dame des Hauses oder den Herrn zu sprechen.

Schriftliche Belege sind in unserm Beruf, bei welchem soviel geschwindelt wird, alles. Es war mir in irgendeiner Stadt daher ein leichtes, von einem Geschäft die schriftliche Bestätigung zu erhalten, dass ich als Reisender mit sofortigem Eintritt eingestellt sei. Es gibt ja viele Firmen, welche für den Vertrieb gewisser Artikel jeden, der sich meldet, als Provisionsreisenden engagieren. In einem Geschäfte, bei welchem ich auch zu diesem Zwecke vorgesprochen habe, wurde am selben Tage von vier verschiedenen Seiten angefragt, ob es mit meiner Anstellung seine Richtigkeit habe. Da ich dem Geschäftsinhaber vorher meine angebliche Mittellosigkeit geklagt habe, hat er es an allen vier Orten bestätigt, so dass ich am Abend glücklicher Besitzer von vier Mänteln war, die noch alle ihren Abnehmer fanden.

Eine gute Ausrede, um auch mir nicht passende Kleider zu erhalten, hatte ich, indem ich angab, dass ein Freund von mir Schneider sei und mir die Sachen

daher gratis umändern werde. Gegen den Frühling wurde mir der Kleiderhandel zu faul und ich beschloss, mich auf ein Gebiet zu verlegen, das schon höhere Anforderungen an die Intelligenz des Mischlers stellt.

Der stellenlose Kaufmann oder relegierte Student

Dieser Zweig erfordert vor allen Dingen eine gewisse Bildung, eine Anzahl Fleppen (Papiere), bestehend in Zeugnissen und sonstigen Ausweisen, die aber gar nicht so schwer zu beschaffen sind, wie der Laie annehmen mag. Missliche Familienverhältnisse, Krankheiten, längere Arbeitslosigkeit, alles mögliche war schuld an meiner vorgetäuschten Misere.

Einmal hatte ich aber das Unglück, oder besser gesagt Glück, von einem Radfahrer wirklich überrannt zu werden. Da dieser ein armer Teufel war, bekam ich nichts für den Unfall. Sechs Wochen war ich im Spital wegen einem gebrochenen Arm. Bei meiner Entlassung stellte mir der behandelnde Arzt einen Schein aus, auf welchem vermerkt war, dass ich mich noch einige Zeit schonen müsse. Das habe ich denn auch Monate lang getan. Der Unfall war aber insofern ein Glück für mich, als der Schein, auf dem ich das Datum einige Male abgeändert habe, zur guten Einnahmequelle wurde. Aerzte, Professoren, Kaufleute habe ich in Menge mit ihm abgeklopft, ein ganzes Jahr lang erklärend, ich sei erst kürzlich aus dem Spital entlassen worden und daher der Hilfe dringend bedürftig. Das war eine Zeit, während der ich mit Leichtigkeit mein gewiss nicht kärgliches Brot verdient habe.

Wie schon gesagt, braucht man als

stellenloser Kaufmann Zeugnisse, die ich eben in Ermangelung der Originale selber beschaffen musste. Mit Vorliebe wählte ich dazu einen Briefbogen mit Kopf einer Firma, die in Konkurs geraten war oder durch Tod des Inhabers aufgelöst wurde. In Gantlokalen habe ich viele solcher leeren Bogen ersteigert. In vielen Fällen waren sogar noch alte Firmastempel vorhanden, was den Betrug noch leichter ausführen liess. Auf diesen Bogen konnte ich schreiben, was mir passte und hatte somit das benötigte Zeugnis bald hergestellt.

In einem alten Handelshause ist es mir einmal passiert, dass der Chef einen in Konkurs geratenen Geschäftsherrn persönlich gekannt hat, auf Papier mit dessen Briefkopf ich mir ein Zeugnis fabriziert hatte. Er kannte natürlich auch die Unterschrift und war daher höchst erstaunt, einen ihm völlig fremden Namenszug unter dem Zeugnis zu finden. Ich wusste natürlich sofort, dass ich hier meine Rolle ausgespielt habe, und suchte daher einen Moment, um so rasch wie möglich zu verschwinden. Dieser fand sich denn auch, als der Geschäftsinhaber eine Leiter erstieg, um von einem hoch gelegenen Regal einen Briefordner herunterzulangen, wie ich wohl richtig vermutete, um die beiden Unterschriften zu vergleichen. Da ich keine Lust hatte, das Resultat abzuwarten, benützte ich die Gelegenheit, um, als er mir den Rücken kehrte, ins Freie zu gelangen. Da ich auf dem betreffenden Zeugnis nicht meinen richtigen Namen geschrieben hatte, war für mich das Risiko einer Verhaftung nicht allzu gross, um so mehr, als ich die Stadt noch am gleichen Abend verliess. Bei Kaufleuten habe ich im allgemeinen

gute Geschäfte gemacht, wagte es aber nach dieser Erfahrung lange Zeit nicht mehr, mit falschen Zeugnissen zu operieren. Ich brauchte wieder etwas Abwechslung und markierte von da an für einige Zeit den Frömmler.



„Schrei doch nicht so, du Aff!“ rief ich, „wenn du Lampe machst, so bist du selbst Hängemann“ . . .“

Der Frömmel

Von einem meiner Kollegen, der hauptsächlich fromme Leute besuchte, war ich auf diesen Zweig der höhern Mischlerei aufmerksam gemacht worden. Meine Kunden, auf die ich es dann abgesehen hatte, waren bekannt fromme Leute. Am liebsten wählte ich alleinstehende Damen, die irgendeiner Sekte oder religiösen Gemeinschaft angehörten. In der Schule schon hatte ich in Religion immer Note 1, war in der Bibel gut beschlagen, besass also alle Vorbedingungen zu einem erfolgreichen Arbeiten. Nachstehend erzähle ich meine Erlebnisse bei meinem ersten Auftreten.

In einer Villa im Kirchenfeld in Bern wohnte eine Witwe, die bei der ganzen Bevölkerung als sehr mildtätig bekannt war. Bei dieser Dame machte ich meine Antrittsvisite. Auf mein Läuten erscheint ein älteres Dienstmädchen und fragt mich, was ich wünsche.

« Ich hätte gern Frau X. gesprochen. »

« In welcher Angelegenheit kommen Sie? » fragte der dienstbare Geist neuerdings, indem sie mich von oben bis unten musterte.

« Es ist eine Gewissensfrage, die ich mit Frau X. gerne persönlich besprochen hätte. »

Sie führte mich nun in ein kleines Wartezimmer. Nachdem Frau X. mir gegenüber Platz genommen hatte, erzählte ich ihr, tränenden Auges, mein Anliegen: « Ich bin der Sohn frommer Eltern und bin vollständig im christlichen Sinne erzogen worden. Mein Vater ist seit Jahren gestorben und die Mutter, wie Sie aus diesem Briefe zu ersehen belieben, momentan schwer krank. » Ich hatte mir mit Datum von Zürich von einer mir bekannten Frauensperson diesen Brief auf-

setzen lassen, indem mich die angeblich todkranke Mutter dringend ersuchte, nach Zürich zu kommen.

« Leider fehlte es mir aber momentan am Allernötigsten », fuhr ich mit meiner Jeremiade fort, « so dass es mir nicht möglich ist, meine todkranke Mutter noch einmal zu sehen. »

Der Brief hatte auf die weichherzige Dame einen grossen Eindruck gemacht.

« Das ist aber furchtbar für Sie », sprach sie nun mit verschleierter Stimme, « Ihnen muss unbedingt geholfen werden, wir wollen zu Gott bitten, dass er Ihnen Ihre Mutter am Leben lässt. »

Wir knieten nun alle beide nieder, worauf die Dame mit lauter Stimme zu beten anfing. Die Knie fingen mich schon an zu schmerzen, da das Gebet immer noch nicht aufhören wollte. Als die Dame nun endlich aufstund, hiess sie mich einen Augenblick warten und begab sich ins Nebenzimmer. Als sie zurückkam, fragte sie mich noch, ob mir mit 30 Franken geholfen sei. Ich war frech genug, die Konjunktur auszunützen und erklärte ihr: « Ich bin überwältigt von Ihrer Güte und hätte mir nie träumen lassen, dass Gott mir noch heute eine solch hochherzige Hilfe zuteil werden lasse. Der Herr soll Sie belohnen für Ihre Güte, denn Sie haben mir den schon verlorenen Glauben an die Menschheit zurückgegeben. Leider habe ich mein Zimmer für den letzten Monat noch nicht bezahlt, die Miete beträgt 35 Franken, ohne welche ich mein Gepäck nicht herausbekomme. Ich wage es kaum, Ihnen zu gestehen, dass ich unbedingt einen Betrag von 50 Franken benötige, um die Reise nach Zürich zu meiner lieben Mutter anzutreten. »

Bei dieser schamlosen Heuchelei empfand ich keinerlei Gewissensbisse, ein Zeichen, dass ich in meinem neuen Beruf schon schöne Fortschritte gemacht hatte. Nachdem sich die Dame noch einmal entfernt hatte, brachte sie mir einen neuen 50-Frankenschein.

Mit Glück- und Segenswünschen entliess mich die Dame. Mein erstes Auftreten als Frömmel war glänzend ausgefallen.

Noch am selben Tage versuchte ich mein Glück bei einem Prediger einer Methodistenkirche. Dort hatte ich allerdings weniger Glück. Meine frommen Redensarten verfingen bei ihm nicht, er sagte mir, dass er sich erst über mich erkundigen müsse, bevor er mir wirksam helfen könne. Als ich ihm den schon beschriebenen Brief vorzeigte, verwies er mich an die freiwillige Armenpflege, die mir, wie er sagte, ohne weiteres ein Billet nach Zürich verabfolgen werde. Da ich aber eine wohl begründete Abneigung gegen alle Institutionen mit offiziellem Charakter und überhaupt in Zürich vorläufig nichts zu suchen hatte, unterliess ich es wohlweislich, die Armenpflege aufzusuchen. Immerhin habe ich die Lehre daraus gezogen, dass mein Weizen bei Predigern, Pfarrern und ähnlichen in Amt und Würden stehenden Personen nicht blühe.

Ich beschloss nun aber trotzdem, den Brief, mit dem ich einen so guten Anfang hatte, gehörig auszunützen. Ich machte nun folgendes: Ich telephonierte einem Privatier, welcher einer religiösen Sekte angehörte, in Hochdeutsch folgendes: « Hier Prediger X. aus Basel. Bei mir spricht soeben ein junger Mann vor, der mir einen sehr guten Eindruck macht und der der Hilfe dringend be-

dürftig ist. Er hat eine todkränke Mutter in Zürich, die ihn flehentlich bittet, sie doch zu besuchen. Beweise für seine Angaben hat er mir vorgelegt. Ich bin leider nicht in der Lage, ihm zu helfen, wie es wünschenswert wäre und möchte Sie daher höflich ersuchen, sich des jungen Mannes anzunehmen. Das Billet zur Reise nach Zürich habe ich ihm verschafft, mehr kann ich leider nicht tun. Er sollte aber noch sein Zimmer bezahlen, da man ihm sonst seine Effekten vorenthält. Der junge Mann ist unverschuldet in seine traurige Lage gekommen und würden Sie sich einen Gotteslohn verdienen, wenn Sie ihm helfen würden. »

Privatier X. ersuchte mich nun, den jungen Mann vorbeizuschicken und erklärte, er werde ihm nach Prüfung der Angelegenheit gerne helfen.

Es war morgens 10 Uhr, als ich die raffinierte Szene in Bewegung setzte. Der junge Mann, der ich ja selber war, wurde bereits um 11 Uhr vorgebeten. Die Wohnung des Privatiers befand sich am entgegengesetzten Ende der Stadt, so dass ich vollauf zu tun hatte, um meine Vorbereitungen zu treffen, da mich die Worte « nach Prüfung der Angelegenheit » stutzig gemacht hatten. Zuerst ging ich nun zum Bahnhof und löste mir ein Billett nach Zürich. Risiko hatte ich dabei keines, da dasselbe am gleichen Tage am Schalter zurückgenommen wurde. Da ich dem Landfrieden wegen der angeblichen Zimmermiete nicht recht traute, begab ich mich zu einem Bekannten, der in Bern verheiratet war. Ich wusste, dass ich ihm trauen konnte, klärte ihn daher über meinen Fall auf, mit dem Ersuchen, bei einer event. Anfrage zu bestätigen, dass ich

ihm 35 Franken für Zimmermiete schulde. Im Falle des Gelingens des Schwindels versprach ich ihm einen Drittel der Beute. Vorsichtshalber liess ich mir von ihm eine schriftliche Bestätigung geben, dass ich ihm wirklich den oben angegebenen Betrag schulde.

So ausgerüstet mit Belegen, hatte ich höchste Zeit, per Strassenbahn zu dem mich erwartenden Privatier zu gehen. Es war 11 Uhr, als ich läutete. Dem Dienstmädchen gab ich meinen Namen an; wie er lautete, kann ich heute mit dem besten Willen nicht mehr sagen, worauf sie mich in einen wunderschönen Salon führte. Ich hatte nicht lange zu warten, bis Herr X. erschien.

Es entwickelte sich nun folgendes Gespräch: « Herr Prediger X. aus Basel, von dem ich schon viel gehört habe, hat mir wegen Ihnen telephoniert. Woher kennen Sie den Herrn? »

« Ich war früher, als es mir noch besser ging, in Basel und habe den Herrn Prediger dort kennengelernt und über viele religiöse Fragen mit ihm gesprochen. In meiner Not habe ich ihn heute per Zufall am Bahnhof angetroffen. Meine todkranke Mutter ruft dringend nach mir, so dass mir Herr Prediger wie von Gott gesandt vorkam. Er hat mich daher zu Ihnen gewiesen. Ich wäre Ihnen von Herzen dankbar, wenn Sie mir das Geld für die Zimmermiete vorstrecken könnten. Es müssen ja auch für mich wieder bessere Tage kommen, die es mir ermöglichen, das Geliehene zurückzugeben. »

Nachdem ich noch das bereits gelöste Billett vorgezeigt hatte, wie auch die Bescheinigung wegen der Zimmermiete, sass Herr X. einige Zeit sinnend da, betrachtete mich mit prüfenden Blicken.

Ich hatte es bereits gelernt, den Leuten ohne Scheu in die Augen zu blicken. Die Prüfung muss zu meinen Gunsten ausgefallen sein. Herr X. erhob sich von seinem Lederfauteuil und sprach: « Sie müssen mein Zögern entschuldigen, ich bin eben schon soviel angelogen worden von Leuten, von denen ich es nie erwartet hätte, so dass ich etwas misstrauisch geworden bin. Wenn Sie nun aber von Herrn Prediger X. empfohlen sind, von dem ich schon soviel gelesen habe und der als grosser Menschenkenner gilt, so will auch ich Ihnen trauen und übergebe Ihnen hiermit 50 Franken, in der Hoffnung, es sei Ihnen damit geholfen. »

Mit überschwänglichen Worten, Gott beständig im Munde führend, dankte ich für die hochherzige Gabe. Ich hatte mich bereits so in die Rolle hineingelebt, dass ich fast selber glaubte, was ich den Leuten vorschwindelte.

Mein Brief hatte sich zum zweitenmal bewährt. Das gelöste Billett wurde am Bahnhof anstandslos zurückgenommen. Meinem Freunde, der angeblich ein Zimmer an mich vermietet hatte, brachte ich 15 Franken für seine Mühe. Am selben Tage noch floss der Flaschenwein in Strömen, mein Freund und ich waren am Abend so besoffen, dass am andern Tage keiner wusste, wie wir nachts 12 Uhr in seine Wohnung gekommen sind. Eine flüchtige Bilanz ergab, dass der grösste Teil der so leicht erbeuteten 100 Franken zum Teufel war. Wie gewonnen, so zerronnen.

Bei einer andern Dame, bei der ich es auch mit dem Brief versuchen wollte, kam ich bös an. Ich versuchte dasselbe Manöver, wie das erste Mal; was ich aber nicht wusste, war der Umstand, dass die Dame eine gute Freundin der-

jenigen war, die mir so generös ausgeholfen hatte. Erst wurde ich in einen Salon geführt, wo ich der Dame das gleiche Sprüchlein, das sich zweimal so gut bewährt hatte, aufsagte. Die Dame sah mich mit misstrauischen Blicken an, sagte aber längere Zeit, während welcher ich weiterredete, kein Wort. Sie hiess mich einen Augenblick warten und verliess den Salon. Die Sache kam mir verdächtig vor und ich überzeugte mich rasch, ob die Türe, durch welche ich eingetreten war, wirklich noch offen sei. Mein Verdacht wurde noch bestärkt, als ich das Telephon läuten hörte. Immerhin beschloss ich, um sicher zu sein, ob mir auch wirklich Gefahr drohe, noch zu warten. Es dauerte nicht lange, bis die Dame mit zornigerotetem Gesicht zurückkam. « Vorgestern waren Sie bei Frau X. », fuhr sie mich an, « und haben ihr vorgeschnellt, Sie müssen sofort zu Ihrer kranken Mutter nach Zürich. Auch haben Sie Ihr einen andern Namen angegeben als mir und der schwindlerische Brief scheint derselbe zu sein. Es ist ein unerhörter Betrug, den Sie auf Kosten mildtätiger Leute begangen haben. Ich werde nicht verfehlen, die Polizei zu avisieren. »

Ich gab die Hoffnung noch nicht auf, mich mit heiler Haut aus der Affäre zu ziehen. Als ich von einem Irrtum etwas fabeln wollte, liess mich die Dame nicht zum Worte kommen : « Sie sind ein ganz gemeiner Schwindler, verlassen Sie mein Haus sofort ! »

Das liess ich mir nicht zweimal sagen. Ich gedachte, nicht nur das Haus, sondern auch die Stadt so schnell wie möglich zu verlassen, da ich nicht die geringste Lust hatte, hoch zu gehen. Am Bahnhof einzusteigen getraute ich mich

nicht, sondern begab mich nach einem Aussenquartier und von dort aus zu Fuss Richtung Thun. Meine Rechnung hatte ich allerdings ohne die findige Berner Polizei gemacht. Ich war gemütlich auf dem Wege nach Muri, als plötzlich zwei Herren, die mir mit einem Motorvelo nachgefahren waren, rechts und links von mir auftauchten. Sie legitimierten sich als Fahnder und nahmen mich ohne weiteres auf die Stadtpolizei mit. Dort erfuhr ich, dass gegen mich Anzeige wegen Schwindelei und schwerem Bettel erfolgt war. Vier Fälle konnten mir nach erfolgter Konfrontation nachgewiesen werden.

Ich denke nicht gerne an die Verhöre und die nachfolgende Gerichtsverhandlung zurück. Da ich mich seit langer Zeit über irgendwelche Arbeit nicht ausweisen konnte, beantragte der Gerichtspräsident Ueberweisung der Akten an den Regierungsrat. Ich wusste, was das zu bedeuten hatte. Es ist denn richtig eingetroffen, ein Urteil wurde mir zugestellt : Wegen Arbeitsscheu, schwerem Bettel und Vagantität ein Jahr Arbeitshaus. Ade, schöne Gegend ! Erst hatte ich aber noch vier Monate Korrektionshaus wegen der erfolgten Anzeige zu verbüßen, was im Kanton Bern dasselbe ist wie Arbeitshaus.

Schriftliche Acquisition

Die 16 Monate waren eine lange Zeit. Sie trug nicht dazu bei, mich zu bessern, sondern ich dachte bloss darüber nach, wie ich es anzufangen hätte, um mein bequemes Leben ohne Gefahr weiterführen zu können. Mit 30 Franken wurde ich entlassen und kam in Bern zu dem Beamten der Schutzaufsicht. Der trug

mir eine Stelle an in einer Zementwarenfabrik, wo ich als Handlanger für 85 Rp. Stundenlohn arbeiten sollte. Da dort weiter nichts zu wollen war, verzichtete ich auf die Vermittlung dieser Stelle und fuhr unverzüglich nach Basel. Dort war ich froh, einen alten Bekannten anzutreffen, der wie ich seit Jahren mit gutem Erfolg der höhern Mischelei oblag. Er kannte in Basel eine schöne Anzahl guter Winden, die er selber aber nicht mehr besorgen konnte. Wir gründeten daher ein Kompagniegeschäft. Er machte mich mit den Eigenheiten der zu besuchenden Kunden bekannt. Nach alter Gauner- und Bettlertradition wird bei diesem Geschäft auf Kippe, d. h. halbpart geschafft. Meinen Anfang machte ich in der St. Albvorstadt bei einem Bankier. Ich weiss nicht mehr, ist's Herr Sarasin oder Herr Merian gewesen, der die Ehre hatte, von mir besucht zu werden. Mein Freund hatte ein eigenes System, die Kunden, die er sehr sorgfältig auswählte, zu begrüssen. Er machte nämlich alles schriftlich, gab den Brief ab und wartete gleich auf Antwort. Bei dem schon genannten Bankier, den ich besuchte, hatte ich eine lange Epistel abzugeben, in der ich zum erstenmal, wenigstens teilweise, die Wahrheit sagte. Meinen Entlassungsschein aus Witzwil hatte ich beigelegt. In hohen Tönen erklärte ich, wie ich aufrichtig bestrebt sei, ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden.

« *Sollten Sie, geehrter Herr Sarasin* », so schloss der Brief, « *gewillt sein, mir zu meinem weiteren Fortkommen die Wege zu ebnen, so wäre ich Ihnen von Herzen dankbar. Sie können versichert sein, dass ich Ihr Vertrauen nicht missbrauchen werde.* »

Die Hauptbitte des Briefes war der Schrei nach Arbeit in einem Betrieb, der mir eine gesicherte Zukunft bieten würde. Dass ich zur Arbeit für alle möglichen Anschaffungen auch Geld benötigte, war fast nur nebenbei bemerkt.

Herr Sarasin empfing mich in seiner Villa. Er bedauerte sehr, keine Arbeit für mich zu haben, gab mir aber einen Schein für einen neuen Anzug nebst 100 Franken in bar. Wegen des Anzuges nun, der auf 150 Franken geschätzt wurde, bekam ich mit meinem Kompagnon Differenzen, da er meinte, er komme mit 50 Franken, die ich ihm von dem erhaltenen baren Geld ausgehändigt hatte, zu kurz. Nur der Hinweis, dass es eigentlich der Entlassungsschein war, der mir zu dem ausserordentlichen Geschenk verholfen hatte, konnte ihn etwas bessänftigen. Er meinte aber, dass es zu gefährlich sei, lange mit dem Schein hausieren zu gehen.

« Wir können, wenn wir vorsichtig sind, lange Zeit in Basel leben, ohne dass uns die Polizei aufsässig wird. Ich bin nun schon neun Monate hier, habe die ganze Zeit herrlich und in Freuden gelebt. »

Einer reichen Dame, die sehr viel Gutes tat, schrieben wir folgenden Brief :

Sehr geehrte Dame !

Von einem Offizier der Heilsarmee auf Ihre werte Adresse aufmerksam gemacht, erlaube ich mir, nachstehende Bitte an Sie zu richten, zum voraus für die Störung um Entschuldigung bittend. Ich bin Kaufmann von Beruf, seit mehreren Wochen schon arbeitslos und momentan vollständig ohne Mittel. Alles habe ich versucht, um Arbeit zu finden, tagelang bin ich von Geschäft zu Geschäft gelaufen, ohne dass es mir gelungen wäre, irgendwelche und wäre es auch nur die geringste Beschäftigung zu finden. Ange-

hörige, die mir in meiner verzweifelten Lage helfen könnten, habe ich keine. Meine Freunde haben mir, soweit es in ihren Kräften stand, geholfen. Die Heilsarmee hat mir schon eine Woche lang Kost und Logis bezahlt, mich auch einige Zeit beschäftigt, bedauert aber, nicht mehr in der Lage zu sein, wirksam weiter helfen zu können.

In meiner grössten Not wende ich mich nun an die geschätzte Dame und bitte Sie herzlich um ein Darlehen, das es mir ermöglicht, durch Zeitungsinserate und weitere Offerten Stellung in meinem Berufe als Kaufmann zu finden. Es widerstrebt meinem innersten Empfinden, von einer mir persönlich nicht bekannten Dame ein Geschenk anzunehmen, und möchte ich daher Ihre eventuelle Hilfe unbedingt als Darlehen aufgefasst wissen. Sie können versichert sein, dass Sie Ihr Vertrauen keinem Unwürdigen schenken. Beweise für die Richtigkeit meiner Angaben habe ich bei mir. Ich erlaube mir, auf Ihre Antwort, von der für mich alles abhängt, zu warten und verbleibe mit vorzüglicher Hochachtung,

Ihr zum voraus dankbarer N. N.

« Wenn der Fackel nicht brennt », meinte mein Freund, « so will ich Hans heissen. » Alles war auf das sorgfältigste vorbereitet. Die Heilsarmee hatte mir tatsächlich Kost und Logis bezahlt, auch der Offizier, von dem im Brief die Rede war, existierte wirklich. Zeugnisse über meine Tätigkeit als Kaufmann hatte ich drei. Wie sie zustande kamen, davon schweigt des Sängers Höflichkeit. Es war daher diesmal ein grosser Coup geplant, mein Freund fabelte von 500 Franken, die uns sicher seien, wenn ich meine Sache recht mache. Zudem war ich noch unter meinem richtigen Namen unterschrieben, da zufälligerweise meine Schriften in Ordnung waren.

Die grosse Stunde kam. Gut vorbereitet, in meiner neuen Schale ganz prä-

sentabel aussehend, mit sauberer Wäsche, glänzenden Schuhen, ein wirklich moderner Bettler, gab ich eines Nachmittags meinen Brief ab. Das öffnende Dienstmädchen hiess mich im Empfangsraume auf Antwort warten, da sie ja keine Ahnung hatte, in welcher Angelegenheit ich vorsprach. Immerhin dauerte es eine Viertelstunde, bis ich die Dame zu Gesicht bekam. Mein angeborenes Misstrauen hiess mich schon allerlei unvorhergesehene missliche Zufälligkeiten erwarten. Plötzlich öffnete sich die Türe und eine stattliche Dame mit weissen Haaren sprach mich an. « Sie sind Herr N., der von dem Heilsarmeeoffizier an mich gewiesen wurde ? Wollen Sie die Freundlichkeit haben, mir etwas aus Ihrem Familienleben und den Verhältnissen zu erzählen. »

Ich entrollte der aufmerksamen Zuhörerin nun ein trauriges Bild meines Familienlebens, geschickt Wahrheit mit Dichtung vermischt. Ich schilderte mich darin als beklagenswertes Opfer und suchte vor allen Dingen ihr Mitleid zu erregen, was mir auch, wie ich sah, gut gelang. Ich glaube, ich hätte ein guter Schauspieler gegeben, denn mehr als einmal sah ich Tränen in den Augen der Dame. Meine Zeugnisse der letzten drei Jahre — natürlich ohne Entlassungsschein — hatte sie angesehen. Nachdem sie noch an das Hauptquartier der Heilsarmee telephoniert hatte und auch von dort Bestätigung meiner Angaben erhielt, war ich überzeugt, dass mir ein schöner Betrag sicher sei.

« Es freut mich hauptsächlich, dass Sie, wie ich aus dem Bericht der Heilsarmee erfahren habe, auch die geringste Arbeit nicht verschmähen, denn wie man

mir sagt, haben Sie einige Tage Holz gehackt. Ich will », sprach die Dame weiter, « Ihnen gerne die Wege zu Ihrem weitern Fortkommen ebnen, und hoffe zu Gott, dass Sie bald eine Stellung erhalten. Ich gebe Ihnen hier 300 Franken, eine Summe, die Sie für einige Zeit sicherstellt. Wenn es Ihnen dann besser geht, können Sie mir, wie es ja Ihr eigener Wunsch ist, den Betrag zurückerstatten. Ich wünsche Ihnen noch alles Gute für die Zukunft und wäre sehr erfreut, wenn Sie mir schreiben würden, wie es Ihnen geht.»

Ich versprach das mit Freuden und verabschiedete mich mit grossem Wortschwall, immer und immer wieder meine Dankbarkeit aussprechend. In Gedanken hatte ich mir schon vorgenommen, aus dieser guten Quelle auch später noch einmal zu schöpfen. Mein Freund, der mich mit grosser Ungeduld in einer Beiz erwartet hatte, war bei meinem Auftauchen in derselben ein grosses Fragezeichen. Wie schon gesagt, ergab sich aus unserem ungeschriebenen Vertrag, dass ich mit ihm Kippe machen müsse. Es tat mir diesmal wirklich leid, zu teilen und ich sagte ihm daher, dass ich nur 200 Franken erhalten habe. Ich übergab ihm 100 Franken, mit denen er sich aber, wie ich ihm schon anmerkte, nicht zufrieden geben wollte. Er muss Lunte gerochen haben. Was machte er nun ? Um sich zu überzeugen, ging er schnurstracks ans Telephon, gab sich als Geschäftsherr aus St. Gallen aus und telephonierte der Dame, die ich eben verlassen hatte, folgendes :

«Bei mir hat soeben ein Kaufmann, Herr N. aus Bern, vorgesprochen. Per Zufall war ich auf dem Stellenvermittlungsbureau in hier. Er hat mir seine momentane Lage, als ich mit ihm ins Ge-

spräch kam, erklärt. Ich wäre nicht abgeneigt, Herrn N. in meinem Betriebe zu beschäftigen, da er ja ganz gute Zeugnisse hat. Ich möchte mich aber noch vorher von der Richtigkeit seiner Angaben überzeugen. Er sagte mir, dass er von Ihnen heute 200 Franken erhalten hat. Wie, bitte, 300 Franken haben Sie gesagt ? Da muss es jedenfalls ein Irrtum sein, ich muss es falsch verstanden haben. Also 300 Franken haben Sie ihm gegeben. Ich danke Ihnen bestens, Adieu.» Auf diese Weise überzeugte sich mein Kompagnon von meiner Ehrlichkeit resp. Unehrlichkeit. Er schrie mich an : «Kippe oder Lampe!» (Lampe machen=Lärm schlagen.)

« Schrei doch nicht so, du Aff ! » rief ich ihm zu, « wenn du Lampe machst, so bist du selbst Hängemann. »

« Das ist mir ganz egal », schrie er nur noch lauter, « meinen Anteil von 50 Franken will ich haben, keinen Rappen weniger ! »

In seinem aufgeregten Zustande wäre er zu allem fähig gewesen, so dass ich quasi gezwungen war, mit den 50 Schuri auszurücken. Von da an haben wir unser Kompagniegeschäft in Wohlgefallen aufgelöst und ich bin wieder allein gegangen.

Der Dame habe ich dann von andern Städten zweimal geschrieben und einmal sogar 25 Franken zurückgeschickt. Natürlich alles mit dem Hintergedanken, das Vier- und Fünffache wieder zurückzuholen.

Als ich einige Wochen später gerade eine miese Zeit hatte, pumpte ich sie schriftlich um 150 Franken an, die drei Tage darauf glücklich eingetroffen sind.

Wegen einem ganz bösen Fall in St. Gallen ging ich hoch, bekam wegen Betrug und schwerem Bettel 3 Monate aufgebrummt, und was noch das Schlimmste war, es ging per Schub nach Bern, mei-

nem letzten Wohnsitzort. Schon die St. Galler hatten mir Versorgung beantragt, was die Berner auch getreulich ausführten.

Urteil : Wegen Arbeitsscheu und fortgesetztem Bettel zwei Jahre Arbeitshaus. So kann man auch hier sagen, dass sich alles rächt auf Erden. Die schönen Tage des Nichtstuns waren auf lange Zeit vorbei, statt Billard- und Kartenspielen gab's nun für zwei Jahre harte Arbeit bei Suppe und Brei. Pfui Teufel ! Ist das Leben hässlich eingerichtet ! Wollte mir ein Jahr nicht herumgehen, so kamen mir zwei Jahre vor wie eine Ewigkeit. Oft habe ich mir, hauptsächlich an Sonntagen, die Zeit damit vertrieben, dass ich meinen Leidensgenossen Episoden aus meinem besseren Vagantenleben erzählt habe.

Wie alles einmal ein Ende hat, gingen auch die zwei Jahre um, und ich wurde wiederum entlassen.

Konsulatsmischler

Dass man mit 40 Franken in der Tasche keine neue Existenz gründen kann, ist selbstverständlich, und ebenso selbstverständlich war für mich, dass ich

weiter betteln musste. Um aber der verhassten Schinagelwinde (Arbeitshaus) zu entgehen, beschloss ich, nach Deutschland auszuwandern. Von einem Kollegen in meinem Berufe habe ich vernommen, dass dort bei den vielen Schweizern und Schweizervereinen etwas zu holen sei und sie einen Landsmann selten hoch gehen liessen. Karlsruhe, Mannheim, Frankfurt a. M. und viele andere Städte habe ich abgeklopft, bin aber zu der Ueberzeugung gekommen, dass dort die Konkurrenz noch grösser ist als bei uns in der Schweiz. « Bleibe im Lande und nähre dich redlich », sagt schon ein altes Sprichwort.

Ich beschloss daher, ihm zu folgen und das liebe Heimatland wieder mit meiner Gegenwart zu beglücken.

Was ich bin, werde ich jedenfalls bleiben mein Leben lang. Was mich mit meinem Los aussöhnt, ist der Umstand, dass ich, wie schon der Zeitungsbericht nach meiner letzten Verurteilung unter GERICHTLICHES treffend bemerkte : Ein raffiniert vorgehender, moderner Bettler bin.

